

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1877.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Was kann nicht in einem Zeitraum von zehn Jahren alles geschehen! Fürsten können von den Thronen gestürzt, Republiken gegründet, Völkerschlachten geschlagen und Freiheitskämpfer zu „Erfolgsanbetern“ werden. Eines nur ist unerschütterlich, so anders es uns auch erscheinen mag: der Charakter des Menschen. Schon der weise Seneka sagte: *velle non discitur**, und er hatte nur zu sehr recht. Die Aeußerungen dieses Charakters allerdings sind durch äußere Umstände bestimmbar, und das dünkt uns oft eine Wandlung, ist aber im Grunde nur etwas unwesentliches.

So wird der Schwache, der Treulose und Verräther seine Ideale, seine Prinzipien, seine Herren wechseln und sich ob dieser Treulosigkeit vielleicht mit Guizots Worten entschuldigen: *„L'homme absurde seul ne change pas“***, — die Leute werden von ihm sagen: Wie der seinen Charakter geändert hat! — Weit gefehlt — er blieb grade diesem Charakter getreu, indem er seinen Wankelmuth bethätigte!

So die erbberechtigten Glieder der Familie Bartels — bürgerlich und adlig. Auch sie waren sich treu geblieben in all' der Zeit, und die verschiedenen Charaktere dieses merkwürdigen Geschlechts hatten sich schön und logisch weiter entwickelt.

Wenn wir poetisch sprechen wollten, so müßten wir sagen: Dohlenwinkel glich der vielgenannten Insel der Glückseligkeit. Es blieb nämlich unberührt von allen Haupt- und Staatsaktionen, und der Freiheit Völkerfrühling machte keines Dohlenwinklers Herz höherschlagen. Diese Philister und Spießbürger führten ein bloßes Pflanzenleben, nur war dasselbe weniger harmlos. Wie alle Menschen, die zu jedem höheren Aufschwunge unfähig sind und dabei satt zu essen haben, langweilten sich die Dohlenwinkler ganz fürchterlich, und es war daher kein Wunder, wenn sich ihr ganzes Interesse auf den Bartel'schen Erbschaftsstreit konzentrirte.

Jakob, der Erbonkel, lebte nämlich immer noch, und er sprach sich gegen Jonas Wallfisch, der mittlerweile um ein gut Theil dicker und um einige kleine Wallfische reicher geworden war, dahin aus, daß ihm dieses lange Leben deshalb einen solchen Hochgenuß gewähre, weil er wisse, wie jeder Tag desselben ihm von seinen lieben Geschwistern mißgönnt werde. Nur auf diese Weise könne er sich an ihnen rächen!

*) Das Wollen wird nicht gelehrt.

**) Nur der Dummkopf bleibt, wie er war.

Allerdings hatte der Zahn der Zeit auch Dunkel Jakob nicht verschont, was sicherlich eine wenig beneidenswerthe Aufgabe gewesen. Der spitze, kahle Schädel wies auch nicht ein einziges Haar mehr auf, die kleinen, grauen Auglein, roth umrandet, lagen noch tiefer in ihren Höhlen, der große Mund hatte auch den letzten Zahn verloren, und nur die buschigen, weißen Augenbrauen hatten sich noch vergrößert.

Gertrud, die häßliche Haushälterin, lebte auch noch und waltete in den unwirthlichen Räumen umher, nur das lange, bartlose Gesicht des schwächlichen Ladendieners war ziemlich dasselbe geblieben, doch hatten die kleinen, grauen Auglein ein gewisses Schmachten angenommen, was stärker hervortrat, wenn die verstaubten Kastanienbäume vor dem Thore Dohlenwinkels blühten, wenn der Mond am Himmel stand oder — es muß verrathen werden, so sorglich der tugendhafte Junggeßell auch das Geheimniß seines Herzens hütete — wenn Fräulein Adelgunde von Bartels in einer längst nicht mehr modernen Krinoline, über der sich ein Schlepplleid bauchte, den Staub von den unregelmäßigen Steinen des Marktplazes fegte.

Im Laufe der letzten zwei Jahre war dies häufiger geschehen, ja Adelgunde hatte sogar ihrer Mama begreiflich zu machen gesucht, daß es gerathen sei, wenn auch die Familie „von“ Bartels, gleich den bürgerlichen, „höchstselbst“ Einkäufe in Herrn Jakobs Laden mache. Die geborene Freiin von Reckenstein wäre nun nicht zu bewegen gewesen, ihre, endlich mit großer Mühe errungene „standesgemäße“ Wohnung zu solchem Zweck zu verlassen, da sich aber ihre Lieblingsstochter erbot, dieses Opfer zu bringen, hatte sie nichts dagegen, es im Interesse aller anzunehmen.

Kam ihr doch selbst im Traume nicht der Gedanke, daß ein Gefühl des Mitleids mit der treuen Liebe des Ladendieners Hans ihr alterndes Töchterlein in den Laden des Erbonkels trieb! —

Ja, anfänglich war es wirklich nur Erbarmen gewesen, das Adelgundens weiches Herz zu dem hochblonden, schmalschulterigen Junggeßellen hingezogen. Wußte sie doch, was eine „unglückliche Liebe“ ist! Bruder Adelhart, der es bereits bis zum Lieutenant gebracht, hatte ihr, mit der Brüdern oft eigenen Herzensroheit, Meldung von ihres Geliebten Theobald Wagner Verlobung und Hochzeit, und später von jedem neuen Sprößlinge dieser Ehe gewissenhaft Mittheilung gemacht.

Der Gram über diese herbe Enttäuschung und zehn weitere Lezge hatten manche Linie, manches Fältchen in die Ellenbeinjörn Adalgundens, um Augen- und Mundwinkel gegraben, auch die zarte Gestalt war noch „ätherischer“ geworden und die langen Hängelocken bedeutend dünner, da Adalgunde mit großer Gewissenhaftigkeit die grauen Haare ansriß.

Des braven Hans Liebe in dessen hatte dies alles überdauert und war noch ganz ebenso innig, bewundernd und heiß, als am Tage ihres Entstehens, wo Hans der Erwählten seines keuschen Herzens die dritte Schweinstolette als Liebesgabe auf den Teller gelegt.

Der geneigte Leser möge nun aber nichts Schlimmes von dem Fräulein von Bartels denken, wenn wir bemerken, daß die Aeußerungen dieser Liebe in letzter Zeit an Innigkeit bedeutend zugenommen. Sie beschränkten sich zwar immer noch auf folgendes, fast stereotypes Zwiegespräch, wenn Adalgunde den Laden betreten:

„Guten Tag, Herr Hans!“

„Ach, allerhöchsten Gruß, mein hochverehrtes, schönes und gnädiges Fräulein! Darf ich mich unterthänigst darnach erkundigen, wie Hochdieselben geruht?“

„Danke, Herr Hans, — recht gut.“

„O, wie unendlich mich das freut! Hätte es übrigens denken können, — sehen aus wie der leibhaftige junge Amor, wenn er —“

„Aber gehen Sie, Herr Hans, — so ein Vergleich!“ wehrte Adalgunde erröthend ab.

„Bitte, bitte, keine falsche Bescheidenheit! Der Vergleich stimmt leider, denn die Pfeile Amors haben mein armes Herz getroffen, ja, sie sind alle verschossen!“

Hier seufzte der empfindsame Ladendiener äußerst geräuschvoll, und auch Adalgundens sehr zartem Busen entrang sich ein Seufzer bei der heimlichen Erwägung, daß sie allerdings ihre sämtlichen Pfeile verschossen habe — und ach, nur ein einziger hatte getroffen, und noch dazu ein Ziel, welches ihr wenig verlockend erschienen.

Und doch lag in dieser bescheidenen Eroberung ein Trost für des Mädchens liebebedürftiges Herz. Allmählich erschienen ihr Hansens kleine Neiglein weniger häßlich, sein langes, bariloßes Gesicht weniger abschreckend. Zuletzt sogar fand sie, daß seine lange, magere Gestalt „anmuthig schlant“ sei, das rothe Antlitz durch den Mangel eines Bartes frisch und jugendlich erscheine, und die Augen einen ungemein zärtlichen, sympathischen Ausdruck besäßen.

Die Einkäufe im Laden des Erbontels wurden immer fleißiger gemacht und zwar zu einer Zeit — um die Mittagsstunde der Dohlenwinkler, das ist zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags — wo Adalgunde vor jeder Ueberraschung sicher war, und da war es denn schon zu einigen zärtlichen Händedrücken gekommen. Ja, wenn Hans ein wenig kühner gewesen und die Häringstomne nicht just zwischen ihm und seiner Erwählten gestanden, dann hätte er ihrem zarten Munde vielleicht ein Küßchen geraubt, denn er hatte ihr mindestens schon zum zehntenmale mit seinem süßesten Lächeln in's Ohr geklüßert:

„Ein Küßchen in Ehren kann niemand wehren.“

Edeltrud von Bartels, geborene von Reckenstein! Gäbe es Ahnungen, du wärest gleich Lots Weib in eine Salzsäule verwandelt worden, hättest du in diesem Augenblick gesehen, daß nur eine simple Häringstomne die Entweihung der adligen Lippen deiner Liebblingstochter durch den plebejischen Mund eines bürgerlichen Ladendiener's verhindert habe!

Aber Dame Edeltrud, deren schöne Fülle durch die kleinen und großen Kämpfe, die während dieser zehn Kriegsjahre in Dohlenwinkel täglich stattgehabt, geschwunden war, vertiefte sich zu der Stunde gänzlich harmlos in den vierten Band eines achten und rechten Ritterromans, der ihr die „fromme Glaubenszeit“, wo noch keine Zeitungen erschienen, lebhaft vergegenwärtigte.

In einem nebenan gelegenen Thurnzimmer saß der Hofrath, gleichfalls mit Lektüre beschäftigt, und zwar las er die „Wolfsburger Staatszeitung“.

Lieutenant Adelhart hatte nämlich die Aufmerksamkeit, seinem Erzeuger vierteljährlich ein Exemplar der sorgsam gesammelten Nummern dieser hochinteressanten Zeitung zu senden. Es war stets ein Glückstag für Herrn Sebaldus, wenn das Paket mit den Zeitungen eintraf, wenigstens war es die einzige Freude, die er nicht verstoßen gesehen mußte.

Das arme, graue Männlein hatte sich wenig verändert, nur die Familienähnlichkeit mit Bruder Jakob war stärker hervor-

getreten. Auch Herrn Sebaldus Köpflin hatte seine Haarzierde eingebüßt, was wieder gut war, kam er doch dadurch nicht in Versuchung, sich die Haare auszurufen, wozu im Laufe dieser zehn Jahre Grund genug vorhanden gewesen. Frau Edeltrud hatte nämlich die schreckliche Gewohnheit, jeden Aerger oder gehabten Verdruß stets brühwarm an ihrem sanften Manne auszulassen, so daß dieser eine Art Prügelknabe für sie war.

Die arme Frau, die ohnedies leberkrank war und an einer Gallensteinbildung laborirte, wäre längst zu ihren Vätern versammelt worden, wenn sie sich nicht diese Erleichterung verschafft hätte. Waren doch die „standesgemäße“ Wohnung und die Hoffnung, Onkel Jakob zu beerben, die einzigen Lichtseiten in dem dohlenwinkler Erisleben!

Jonas Wallfisch, der allzeit lustige und hülfsbereite Wirth, hatte es nämlich verstanden, durch kluge Operationen sogar das mit Wall und Graben besetzte Herz der Dame Edeltrud für sich einzunehmen. Er war es gewesen, der ihr vor zehn Jahren den Vorschlag gemacht, die sogenannte Abtei zu beziehen, einen alten Bau, nahe der dohlenwinkler Kirche gelegen, den einst das Geschlecht der Grafen von und zu Hahnekamm-Gödel bemohnt haben sollte.

Der letzte Raugraf, Gödel der Jüngere, war gestorben, und es hieß von ihm, daß er in der Klage über des edlen Geschlechts Verfall. D. nämlich schuldenhalber nach dem Tode des letzten Gödel von Gerichtswegen verkauft worden, und Wallfisch hatte es erstanden.

Wie wohl und heimlich süßte sich Frau Edeltrud Erkerzimmern mit den vergitterten Fenstern und gurgelnden Scheiben. Es hatte sich sogar in den Bodenräumen eine Menge alten Gerümpels vorgefunden, Schränke Lehnstühle, plump gearbeitete Tische aus Eichenholz und anderes mehr, das ihr der Wallfischwirth für ein billiges überlassen. So sah denn die standesgemäße Wohnung auch innen wie eine alte Polsterkammer aus, und Dame Edeltrud athmete mit Wonne die Moderluft ein, welche die alten, mottengerissenen Lederpolster und verschossenen Sammetvorhänge ausströmten.

Sie hatte ihren Schwur gehalten und, was ihre Person betraf, konsequent jede Annäherung an die bürgerliche Verwandtschaft des Gatten vermieden. Einige Staatsvisiten bei dem Erbontel abgerechnet, kam sie mit den Bartels in Dohlenwinkel nicht zusammen. Die Frau des verstorbenen Pastors, eines Synodal-Präsidenten Tochter und deshalb gewissermaßen hoffähig, war der einzige weibliche Umgang, den die Hofrathin in Dohlenwinkel hatte. Derselbe genügte aber, um sie, wie sie sich ausdrückte, „au courant“ zu erhalten über alles, was sich begeben und nicht begeben im Städtchen, was die Leute erzählt und was sie verschwiegen. Wenn noch irgendetwas mangelte, so sorgten die Töchter Adalgunde und Köschen dafür, daß nichts im Dunkeln blieb. Es konnte nicht fehlen, daß es reichlichen Stoff zu Aerger und Krankheiten gab, am schlimmsten wurde das jedoch, als die verwittwete Frau Pastorin herausgebracht, daß Köschen — Fräulein Köschen von Bartels, welche die unverdiente Ehre genoss, eine geborene von Reckenstein zur Mutter zu haben, ein Liebesverhältniß mit einem simplen Schreinergehilfen — dem Cousin Jakob — angeknüpft hatte!

Welche furchtbare Familienszene mit obligaten Krämpfen, Migräneanfällen und reichlichen Thränenergüssen gab es da!

Dame Edeltrud gerieth gradezu außer sich. Köschen war zwar immer ein enfant terrible gewesen, daß sie sich aber so vergessen, so tief sinken könne, hatte ihre Mama nicht für möglich gehalten. Die Kleine besaß freilich vulgäre Neigungen, sie war am liebsten bei der Magd in Küche, Waschküchen und Keller gewesen, hatte trefflich wirthschaften gelernt und führte nun den bescheidenen Haushalt der Familie mit Einsicht und Sachkenntniß. Und wenn auch Mama über die rauhen Hände und das durchaus nicht aristokratische Biegelroth der Wangen des fleißigen Töchterleins schalt, die Früchte ihrer Arbeit ließ sie sich doch gleich dem Papa Hofrath und der schwärmerischen Adalgunde, wohl-schmecken. Sie versicherte dabei stets, daß ihr der Küchengeruch Uebelleit erzeuge, und daß sie unglücklich sei, eine Tochter geboren zu haben, die sich in einer so niederen Sphäre wohlfühlen könne. Das alles hätte sie ihr jedoch noch vergeben, aber diese standalose Liebschaft nie und nimmer.

Jeder Umgang mit den „Schreinerleuten“ ward auf das strengste untersagt und Köschen vom Tage der Entdeckung an wie eine Nonne gehalten. Sie durfte nur in Begleitung Adalgundens

ausgehen, und wenn die Mama und deren Lieblings-Tochter das Haus verließen, um den gewohnten Spaziergang längs der Stadtmauer, im Schatten der verstaubten Kastanienallee, zu machen, ward die Hausthür geschlossen und die Hofrätin trug den riesengroßen, rostfleckigen Schlüssel in der knöchernen Rechten und schmunzelte vergnügt, wenn sie dabei dachte, welches Herzeleid der ihr so verhaßte Schreinergefell mit den rothen Wangen, den Händen, die stets Politureflecke aufwiesen, in der blauen Lagschürze und den groben Lederpantoffeln jetzt haben würde, wenn er vergeblich auf den Besuch der geliebten Cousine harrete.

Die gute Dame hatte indessen ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. sie hatte ganz vergessen, daß zu der ihr so lieben, standesgemäßen Wohnung ein langer, schmaler Garten gehörte, den zuletzt eine ziemlich verfallene, mit Moos und Gräsern überwucherte Mauer von einem Bleichplatze abschloß, der abends stets ganz einsam und menschenleer zu sein pflegte.

Dieser Garten nun, in welchem das von der sorgsamen Mama daheim eingesperrte Röschen sich frei bewegen durfte, war der geheime Zusammenkunftsort, den verfolgte Liebe sich ausersehen. Bis jetzt war dieses stille Asyl von den Späheraugen der verwitweten Frau Pastorin noch nicht auskundschafft worden und die Liebenden durften ihr bescheiden Theil von Glück genießen, das man ihnen so bitter mißgönnte.

* * *

Es war an einem warmen Augustabende, dessen Schönheit Dame Edeltrud zu einem Spaziergange verlockt hatte. Der Hofrath hatte ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten, ein Glas Bier im „Schwarzen Wallfisch“ zu trinken, und war seelenvergnügt dahin gepilgert, um die freie Zeit recht gründlich auszunützen und zugleich von Herrn Jonas, dessen heitere Laune ihn geistig ebenso erfrischte, wie dies physisch die guten Getränke aus seinem Keller thaten, einige Neuigkeiten zu hören.

Abelgunde mußte Mama begleiten und Röschen machte ein betrübtes Gesichtchen, zog das Mäulchen schief und sah dem würdigen Paare nach, bis dasselbe aus ihrem Gesichtskreise verschwunden war, dann schwenkte sich die Kleine auf dem Absatz ihres niedlichen Stiefelchens herum, lachte lustig vor sich hin und eilte zum Spiegel. Das Glas, in einem bereits stark verblühten Kokorahmen geborgen, warf ein gar liebliches Bild zurück, das wir uns betrachten wollen, während Röschen eine kleine, rothe Aker in ihren blonden Flechten befestigt.

Ja, Dame Edeltrud hatte recht, das Mädchen war wirklich aus der Art geschlagen! Röschen besaß weder die lange, hagere Figur, noch die aristokratischen Hände und Füße, noch die typische Adlernase der Redenstein'schen Töchter. Sie war klein und rund, vielleicht ein wenig derb, aber frisch und drall, mit einem allerliebsten Stumpfnäschen, rothen Rabieschen-Wangen und einem kleinen, sippigen Kirschmunde. Die „bürgerliche“ Kleidung, welche das Mädchen trug — ein dunkelblaues, geklünntes Kattunkleid, oben am Hals durch einen schneeweißen Leinentragen begrenzt und durch eine ebenfalls weiße, zierlich gestickte Lagschürze gehoben — war der Stein des Anstoßes für die Hofrätin, und sie pflegte stets zu behaupten, daß Rosa's „Kammerjungfermanieren“ in solcher Gewandung noch bemerkenswerther zum Vorschein kämen. Röschen hatte sich aber so entschieden geweigert, eines der altmodischen Schlepplieder — die letzte wolfsburger Mode vor zehn Jahren — anzulegen, daß Frau Edeltrud und Abelgunde sie umsoeher gewähren ließen, als der Vorrath nicht mehr allzugroß war und ein schlichtes Baumwollen- oder Leinentleid für das „Kind“ sich eher beschaffen ließ. Wenn nämlich nicht die Spuren des inzwischen verflossenen Dezenniums bei den übrigen Gliedern der adligen Bartels sichtbar gewesen, hätte man denken müssen, diese edle Familie wäre in der Art petrefiziert worden, wie etwa ein in die Rißfingler Soolquelle getauchtes Blatt oder Insekt.

Der Hofrath vertrat sämtliche graue Röcklein, die er besaß, und hatte sich dann aus ebenfalls grauem Tuche ein neues Habit nach dem Schnitte des alten, vor zehn Jahren modern gewordenen, von einem dohlenwinkler Schneider konstruiren lassen. Aehnlich sorgten Edeltrud und Abelgunde für die Ausrüstung ihres sterblichen Menschen, und mit Hilfe einer dohlenwinkler Nähmamsell, die nebenbei bemerkt, keinen leichten Stand bei den beiden Damen hatte und dieselben dafür anderswo tüchtig „ausrichtete“, wurden die geheimen Schätze, welche den Inhalt einer mitgebrachten, großen Kiste bildeten, verarbeitet.

Nachdem Röschen die Aker befestigt und sich wohlgefällig in dem trüben Spiegelglaste beschaut, klatschte sie vergnügt in die Kleinet, aber derben Hände und huschte die Treppe hinab in den abendlichen Garten.

Vom Winde bewegt, rauschten die Blätter und Zweige der Büsche und Bäume, die Blumen dufteten, und hoch am blauen Himmelszelte erglänzte silbern die Sichel des Mondes. Das Mädchen indessen hatte kein Auge für die holde Poesie dieses Spätsommerabends, es eilte achlos weiter, nur dem einen Gedanken nachhängend, „ob er heut wohl kommen wird?“

Da stand sie auch schon an der ephuebepsonnenen Mauer: „Jakob!“

„Röschen!“

„Ach, wie schön, daß du gekommen bist!“

„Ich warte schon eine halbe Stunde; ist deine Alte weg?“

„Jakob!“ sprach sie zwar vorwurfsvoll, aber er mußte wissen, daß es nicht so schlimm gemeint sei, denn er fuhr ruhig fort:

„Komm nur hierher, Herzens-Röschen — hier ist sie am niedrigsten.“

Röschen seufzte; wenn sie Shakespeare gekannt hätte, würde sie mit Thibis geklagt haben:

„O Wand, du hast schon oft gehört das Seufzen mein,
Mein 'n schönen Pyramus weil du so trennst von mir,
Mein rother Mund hat oft geküßet deine Stein.“

So sagte sie nur: „Nimm dich in acht, daß du dir nicht die Sachen zerreibst oder gar etwa auf die Nase fällst!“

„Na geh' — paß' auf, heut habe ich eine Extra-Courage!“

Jakob sprach's und schwang sich mit kühnem Anlauf über die Mauer. Röschen stand erst schier erstarrt vor Staunen und Bewunderung, dann klatschte sie wieder in die kleinen Hände und blickte fast andächtig zu den langen, grau bekleideten Beinen ihres Liebhabers auf, die sich über die ephuebekleidete Mauer schwenkten, worauf der Besitzer dieser Beine, ein frischer, braunlockiger und rothwangiger Bursch von einigen zwanzig Jahren, sich bemühte, eine solide Basis für einen andern Körpertheil zu erringen. Das gelang wider Erwarten gut und Jakob hatte nun wirklich auf der berühmten, „süß und liebenswerthen Wand“ Posto gefaßt.

„Wie schön der Mondschein scheint!“ meinte da bewundernd der lange Jakob.

„Ach, laß ihn nur, reden wir lieber von uns,“ erwiderte das praktische Röschen.

„Ach, Röschen!“ seufzte Jakob kläglich. Ein ebenso trübseliges Echo antwortete ihm, dann fuhr er leiser fort: „Was wird aus uns noch werden?“

„Halt ein Brautpaar!“ gab sie zuversichtlich zurück.

„Ei, du herzallerliebster Schatz, wie mich das trösten thut. Freilich, die Alten sind just sehr dagegen, — die meinigen auch, denn sie sind wieder gekränkt, weil deine Mutter in ihrem Hochmuth nein gesagt hat.“

„Laß gehen — wird schon anders werden, ich hab' einen Plan!“

„Na, was denn? Laß hören, aber zuerst mußt schon ein bißel näherkommen; weißt, Röschen, ich kann dich nimmer verstehen!“

Sie kam näher, ganz nahe. Da bückte er sich schnell nieder und küßte ihren rothen Mund.

Röschen war ganz unendlich entriistet, sie gab ihrem Grolle in der wortreichsten Weise Ausdruck, aber sie ging nicht fort, was dann zur weiteren Folge hatte, daß der lange Jakob sich wieder einen Vortheil ersah und das Wagniß wiederholte.

Jetzt aber war das Mädchen ernstlich böse und nannte ihn einen schlimmen Buben, den sie nun gar nicht einmal nehmen möchte, selbst wenn es der Eltern Wille wäre. Und nun blieb auch ihm nichts übrig, als seine ganze Beredsamkeit aufzubieten, um sie zu begütigen, was ihm denn auch so wohl gelang, daß der Friede, wie nicht anders billig, mit einem dritten Kusse besiegelt wurde.

„Nun aber der Plan?“ fragte Jakob begierig.

„Ja, weißt, das ist eigentlich kein Plan, ich meine bloß, weil wir uns nicht selber helfen können, sollten wir zu guten Menschen unsere Zuflucht nehmen. Ich hab' nun solch' Vertrauen zu dem schwarzen Wallfisch — das heißt zu dem alten Herrn Jonas —“

„Weil er dich für seinen ältesten Buben, den flachsblonden Jonas junior, dem ich nächstens alle Knochen im Leibe zerbrechen werde, haben will?“ entgegnete Jakob und machte in seiner Erregung so lebhaft Bewegungen, daß ein loser Stein seines

improvisirten Sitzes sich löstete und er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu behalten.

Röschen wandte sich schmolend ab, und es blieb Jakob nichts übrig, wollte er nicht in Verdruss von ihr scheiden, als sie durch einen vierten Kuß zu versöhnen; weil er aber ein fröhlicher Mensch war und lieber zu viel als zu wenig thun wollte, kam es auch noch zu einem fünften und sechsten.

Da riß sich Röschen endlich los, und aus dem Traum von Glückseligkeit zur rauhen Wirklichkeit erwachend, rief sie klagend:

„Ach, warum müssen ja wir so unglücklich sein?“

„Ja, warum kannst du nicht nächstes Frühjahr mein liebes Weibchen sein?“ gegenfragte er. Das Mädchen blickte erröthend zur Erde. „Das wäre doch noch ein bisschen zu früh, wir sind ja noch so jung.“

„Jung gefreit, hat niemand gereut!“ erwiderte er schlagfertig. „Und da sich der alte Mertens zur Ruhe setzen und die Tischlerei in der laugen Gasse verkaufen will, so könnte ich Meister werden und — und ein Meister braucht eben eine Frau Meisterin!“

„Du lieber Jakob!“

„Mein süßes Röschen!“

„Ist auch ein kleines Haus dabei?“

„Gewiß, weißt, das mit den grün gestrichenen Fensterladen.“

„O, das ist so nett und so lieb!“

„Das große will er für sich behalten, der Mertens ist nicht arm.“

„Ich mag auch das große nicht; das kleine ist mir viel lieber, wir haben auch Platz mit der Tischlerei darin.“

„Für den Anfang ja,“ meinte Jakob kopfnickend. „Die Möbel für uns könnte ich derweil in Vaters Werkstatt, so nach und nach, fertig machen, wenn eben keine pressante Arbeit ist.“

„Wir brauchen ja nur wenig, — laß sehen,“ rechnete Röschen an den Fingern her. „Einen Kleiderschrank, eine Kommode, einen Tisch, sechs Stühle, einen Spiegel —“

„Hör' auf, du rechnest schlecht, lieber Schatz. Zu allererst ein

richtiges und schön polirtes Kanapee, mit einem scharlachrothen Bezug aus Wollendamast und sechs Polsterstühlen!“

„Ach, Jakob, das wird himmlisch sein!“ jubelte Röschen. Der junge Mann warf sich in die Brust und entgegnete stolz: „Denkst du, ich weiß nicht, was sich gehört?“

Wenn ich nun schon einmal ein adeliches Fräulein heirathe, dann will ich ihr auch eine standesgemäße Wohnung einrichten.“

„Lieber Jakob, das verlang' ich gar nicht, ich würde mit dir glücklich sein, auch ohne das rothe Kanapee und die sechs Polsterstühle; prächtig wird es aber jedenfalls sein.“

„Ja, das wird es, und du sollst standesgemäß wohnen,“ wiederholte der Geselle nicht ohne Würde.

Das praktische Röschen, nachdem es sich lange genug an den ihr in Aussicht gestellten Herrlichkeiten ergötzt, dachte nun darüber nach, wie Jakob und sie sich in den wirklichen Besitz derselben setzen könnten, und da ward denn der bereits einmal zur Sprache gebrachte Plan, den Wirth zum „schwarzen Wallfisch“ in's Vertrauen zu ziehen, noch einmal erörtert.

„Er ist der einzige,“ fuhr Rosa in ihrer Auseinandersetzung fort, „der etwas Einfluß auf den Erbonkel hat, und wenn dieser wollte, dann würden unsre Eltern gewiß nachgeben!“

„Aber Röschen, du vergißt ganz und gar, daß der Erbonkel eben nicht will! Davon, daß ein junges Paar glücklich wird, mag er nun schon gar nichts hören, da er selbst seiner Jugendliebe hat entsagen müssen, was ihm schwer genug geworden ist, wie Onkel Eusebius und der Vater erzählten.“

„Der arme Onkel!“ seufzte Röschen. Dann lachte sie aber gleich darauf hell auf: „Jakob — kannst du dir den alten Erbonkel als verliebt denken?“

„Nein!“ sagte Jakob, lächelnd den Kopf schüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)



Wandernde Libellen. (Seite 71.)



Waldhütte. (Seite 71.)

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von B. S.

I.

Alle Parteien blicken jetzt mit einem gewissen Hohn auf jene Bewegung zurück, welche der sogenannten neuen Aera in Preußen-Deutschland ein so eigenthümliches Gepräge aufdrückten — ich meine diejenige Bewegung, die in den vielen nationalen Festlichkeiten zu Anfang der sechziger Jahre ihren Ausdruck fand.

In Preußen hatte ein Regierungswechsel stattgefunden, und wie jedesmal bei einem solchen Ereigniß waren neben der Amnestie für politische Vergehen auch allerlei kleine Freiheits-spielsächelchen dem Volke zum Geschenk gemacht worden, an welche natürlich sich große Freude und noch größere Hoffnungen anknüpften.

Auch verschiedene der Fürsten in den kleineren Ländern, der Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha voran, folgten solchem Beispiele, und so war es nicht zu verwundern, daß der deutsche Reichsphilister vor lauter Entzücken und Enthusiasmus die schönsten Turnerpurzelbäume schlug, wie eine Lerche, wenn auch nicht mit so klaren Tönen, seine Freude in lautem Gesange kundthat, eine Masse Pulver verknallte und eine noch größere Masse des bräunlichen, ächt deutschen Saftes, Bier genannt, vertilgte.

„Ich war auch einst so ein sentimentaler Esel!“ Diese Worte eines alten Freundes kommen mir immer in den Sinn, wenn ich an jene Zeit zurückdenke.

Und doch ist der Ausdruck viel zu hart, und doch hatte jene Zeit ihre gewisse Berechtigung!

Diese Berechtigung aber leite ich aus dem Umstande her, daß das deutsche Volk, welches seit 1848 im politischen Wurmlochschlaf lag, wenigstens seinem theilweisen Erwachen einen, wenn auch manchmal recht ungeschlachten Ausdruck gab, mit einem Worte, daß es sich bewegte, und jede Bewegung hat ihre Berechtigung.

Die konservative Partei war gleich damals mit den Turn-, Gesang- und Schützenfesten nicht einverstanden, deshalb suchte sie auch oft genug die reaktionär gesinnten Polizeibehörden zu veranlassen, solchen Festlichkeiten Hindernisse in den Weg zu legen, — sie täuschte sich über die Gefährlichkeit derselben. Sie höhnt jetzt über diese Bewegung, weil ihr die Augen aufgegangen sind und weil sie mit solchem Hohne auch die liberale Partei zu treffen glaubt, — aber sie täuscht sich auch darin wieder.

Die liberale Partei blickt jetzt nämlich gleichfalls mit unverkennbarem Spott zurück auf jene Zeit, zurück auf jene Einheitsbestrebungen, weil der von ihr angeregte Gedanke von mächtigerer Faust in blutiger Weise zur Wirklichkeit übergeführt ist und sie das erlangt hat, ohne irgendwelche Opfer, — daß sie ihre Ehre und Selbstständigkeit verloren hat, ist für eine solche Partei kein Opfer — was sie anstrebte: die staatliche Einheit Deutschlands und die Herrschaft des mobilen Kapitals, im Gegensatz zu der vorher mehr oder minder noch durch den Staat geschützten Herrschaft des Großgrundbesitzes. Dann aber auch weiß sie, daß die Ueberbleibsel jener Turner-, Sänger- und Schützenbewegung in ihrem Dienste sich befinden, daß die Turnvereine jetzt zur höheren Ehre Moltke's ihre Uebungen machen, daß die Gesangvereine Bismarck- und Lasterhymnen singen und daß die Schützenvereine das Pulver gegen den „Reichsfeind“ verknallen, und mit den Kriegervereinen, die jetzt jene Ueberbleibsel überragen, sich verbünden — der nationale Gedanke, der früher bei jenen Vereinen herrschte, ist zum „reichsfeindlichen“ geworden, und das bischen Freiheitsliebe, welches vorhanden war, hat dem Servilismus weichen müssen.

Mit Hohn blicken die Liberalen deshalb auf die deutsche Festzeit zurück, aber mit besonderer Liebe und Sympathie auf die übriggebliebenen Trümmer jener Zeit.

Wir Sozialdemokraten wollen gerecht sein; wir wollen anerkennen, daß durch jene Zeit ein idealer Zug ging, welcher die verschiedenen deutschen Stämme zu gleichem Denken und zu den gleichen Aeußerungen desselben antrieb; daß dieser ideale Zug auch die Sehnsucht nach einem gemeinsamen Vaterlande wachrief und die Deutschen von Süd und Nord und aus allen Gauen nach den gemeinsamen Feststätten hintrieb.

Fern sei es von mir aber, die Ausschweifungen vertheidigen zu wollen, welche in großem Maße sich einstellten, da die Festbesucher durchweg den besserstuirten Klassen angehörten; fern sei es von mir, die vielfach auftretende Exklusivität der einzelnen Vereine irgendwie in Schutz zu nehmen, die grade aus dem Festwesen, wie ich noch besonders betonen möchte, entstand; aber immerhin, nehmen wir all' dieses Beiwert fort, so bleibt der eine gute Kern: das Sehnen nach Freiheit und das Erwachen aus dem Schlafe, die Bethätigung am öffentlichen Leben.

Fassen wir zunächst und hauptsächlich die Turnvereine in's Auge, in welchen die frischere Jugendkraft sich zeigte, die auch in den Jahren 1848—49 in Baden und Schleswig-Holstein Zeugniß von ihren Freiheitsbestrebungen abgelegt hatten, so finden wir, daß die großen Feste durchweg von einem guten Geiste getragen waren, daß aber die kleineren Gau- und Ortsfeste einen rein spiessbürgerlichen Charakter an sich trugen.

Wie kam das? — Auf dem Turnplatze und auch in der Kneipe war es dem besserstuirten Turner nicht grade so sehr unangenehm, mit dem Handwerker oder Arbeiter verkehren zu müssen; aber auf den Turnfesten, auf denen auch die Familie erschien, da war es unausstehlich, in Gegenwart der Mama oder gar der Braut sich von irgendeinem Handwerksgefallen anreden zu lassen.

Deshalb wurden eigene Turnvereine für die Besserstuirten geschaffen, darauf die Ballotage eingeführt, und so fand man bald in allen kleineren Städten zwei Turnvereine, einen „vornehmen“ und einen „geringen“, die selbständig auch ihre Bälle und Festlichkeiten abhielten. Das Pöpsthum stand in der größten Blüthe.

Auf den großen Turnfesten, die nur in größeren Städten gefeiert wurden, fiel solche Klügelwirtschaft weg, weil die verschiedenen Stände bei den Fremden durch die Turnjacke verdeckt wurden.

Aber auch im Anfange der ganzen Festbewegung, der ich meine Skizzen widmen will, war der Kastengeist noch ein geringer, derselbe bildete sich immer stärker aus, jemehr die Begeisterung schwand, jemehr durch die königlich preussische Regierung und durch Herrn von Bismarck die erstrebten Ziele erreicht wurden.

Die jetzigen Turn-, Schützen- und Sängervereine sind eine getreue Kopie der herrschenden Standesunterschiede geworden, — jeder Stand hat einen Verein, und wenn es mehrere Reichskanzler gäbe, so sollte es wundernehmen, wenn wir nicht einen Schützenverein der Reichskanzler hätten.

Aber ich wollte ja nicht von der heutigen Zeit reden, sondern von der vergangenen, die mir und mit mir vielleicht noch manchem allerlei schöne und allerlei wehmüthige Erinnerungen hervorruft.

Und wahrlich, wenn man zurückdenkt an die vielen Freundschaften, die im Festrausche mit Gleichgesinnten geschlossen, wenn man der Händedrucke gedenkt, die beim Gruße und beim Scheiden gewechselt wurden, wenn man die Erinnerungskarten, die Photographien und sonstige Andenken an jene Zeit durchstöbert, so treten unbemerkt fast zu gleicher Zeit Freude und Wehmuth hinter uns und blicken über die Schultern in all' die kleinen Erinnerungssächelchen hinein.

Freude und Wehmuth leiten dann die Gedanken in jene vergangene Zeit und drücken auch mir die Feder in die Hand, um zu plaudern von all' der Lust und all' dem Leid, welche die jugendliche Brust durchtobten.

Und so will ich in den nächsten Nummern den Lesern erzählen, nicht allein von den äußern Erscheinungen, wie sie sich auf den Turn- und Festplätzen, bei Gelagen und auf den Tanzsälen zeigten, nicht allein von den Liedern, die aus froher Turnerbrust erklangen, sondern auch von den Gedanken, welche die deutsche Jugend vielfach ergriffen hatten, von ihren Idealen und von ihren Hoffnungen, die bei einer Anzahl sich verwirklicht haben, bei andern aber zu Grabe getragen wurden, um wieder aufzuleben in anderen, größeren Ideen, die zur Jetztzeit dem besten Theil unseres Volkes zum Leitstern dienen.

Die Reaktion auf der münchener Naturforscherversammlung und die Abstammungslehre in der Volksschule.

(Schluß.)

Birchow erinnert gleich im Anfang seiner Rede an die kritische Situation in Frankreich und spricht ernste Befürchtungen aus, die ohne Zweifel von den versammelten deutschen Naturforschern geteilt werden, da wir wissen, wie oft die wissenschaftliche Kirche durch Vermittlung des Staates der freien Forschung Fesseln anzulegen wußte. Der Syllabus und die Encyclica sind Kriegserklärungen an die Wissenschaft, und dieselbe Macht, welche hinter ihnen steht, dirigiert gegenwärtig hinter den Coulissen des französischen Staatslebens. Wenn aber Frankreich leidet, so bleibt dies nicht ohne Rückschlag auf die Nachbarländer. Redner preist uns, die wir in Deutschland, ja in einer vorwiegend katholischen Stadt hier tagen, glücklich, dieses Maß freier Forschung und freien Redens zu haben, jenes Maß, welches nichts weiter mehr zu wünschen übrig läßt. — Wir anerkennen dankbar, daß sich die Wissenschaft in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und in anderen Nachbarländern Germaniens während 50 Jahren ihre volle Freiheit erobert hat. Wir Jüngeren hören mit Staunen, daß der Vater unserer Wanderversammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte, Oken, vor einem halben Jahrhundert das neugeborne Kind geheim halten mußte, und daß die Taufpaten der damals noch kleinen Gesellschaft, die heute ihre Mitglieder nach Tausenden zählt, nicht einmal offen genannt werden durften. Oken selbst starb bekanntlich im Exil, ein Märtyrer der Wissenschaft, ein Blutzuge für die wissenschaftlich-freiheitliche Entwicklung der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Heute tagen die radikalsten Denker und Forscher in der Hauptstadt eines römisch-katholischen Landes, in welchem der Ultramontanismus noch kühn und hoffnungsvoll seine Kräfte mit denjenigen der Aufklärer mißt. Man spricht frei und rückhaltlos in öffentlichen Versammlungen über die schwierigsten und wichtigsten Fragen des Lebens und Sterbens, des Wissens und Glaubens, der Wahrheit und des Irrthums.

Auch wir halten es mit Birchow für ersprießlich, wenn die Naturforscher jederzeit daran denken, daß sie diese Freiheit wieder einbüßen könnten, daß wir im gegenwärtigen Besitz dieser Freiheit durchaus keine Gewähr für alle Zukunft erkennen dürfen, daß wir vielmehr darauf zu achten haben, durch weisen Gebrauch jener Freiheit uns ihrer jederzeit würdig zu erweisen. Wir anerkennen, daß der Mahnruf zur Mäßigung und zum Verzicht leisten auf persönliche Liebhabereien nicht ganz unbegründet ist; denn die Reaktion spuckt ja an allen Enden. Wir anerkennen ferner an Birchow's Rede den Hinweis auf die Volkstimmung, das demokratische Zugeständniß, wonach jede Art von freiheitlicher Bewegungsfähigkeit ihren Untergrund in der Volkstimmung zu finden habe. Wir anerkennen mit Birchow, daß es die Aufgabe der Naturforscher ist, dafür zu sorgen, diesen Resonanzboden im Volke nicht durch allerlei Willkürlichkeiten zu verlieren. Wir wissen auch, daß man die günstige Volkstimmung mit Bezug auf die Annahme der Ergebnisse unserer modernen Naturwissenschaft sehr leicht verschmerzen kann und daß diese Gefahr allfogleich zur Hand ist, sobald man in festen, fast dogmatisch zu nennenden Säzen ungelöste Probleme und unbewiesene Vermuthungen (Hypothesen) als Gewissheiten hinstellt und von diesen verlangt, daß sie dem allgemeinen Unterrichtsstoff der Volksschule einverleibt werden müssen.

Bis zu diesem Punkte werden wir alle mit Birchow einig gehen — und keine Frage erscheint uns in dieser Zeit, da das Volksschulwesen im Begriffe steht, tiefgreifende Umgestaltungen zu erfahren, mehr am Plage, als diejenige: Welches soll der Hauptinhalt dessen sein, was an neuen Lehren auf den Schulen vortragen werden soll? Und was haben die Naturforscher dabei zu verlangen; wie sollen sie sich bei der Lösung dieser Frage verhalten?

Nun kommt Birchow auf das Hückel'sche Postulat zu reden, wonach die Abstammungs- und Entwicklungslehre einen integrierenden Bestandtheil unsers Unterrichtsstoffes abzugeben habe. Wir haben schon oben bemerkt, daß der mehrjährige Docent des Darwinismus an den züricher Hochschulen jenes Postulat schon vor mehreren Jahren aufgestellt hat. Dort, in Zürich, stieß es nur bei Theologen und Orthodoxen auf Widerspruch und der diesbezügliche Streit gehört dort heute zu den veralteten Trak-

tanden, die bereits durch die Praxis zu drei Vierteln gelöst sind. Um so befremdender erscheint die Haltung Birchow's zu dieser eminent wichtigen Frage. Das Botum des bejahrten Naturforschers auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, am 22. September 1877, volle 18 Jahre nachdem die Wahrheit der Abstammungslehre ihren unwiderstehlichen Triumphzug durch die ganze civilisirte Welt angetreten hat, jenes Botum Birchow's bleibt uns ein Räthsel.

Birchow warnt davor, die Abstammungslehre in die Volksschule einzuführen.

Warum? Das sagt er eigentlich nicht so gerade und offen heraus, obgleich er ganz entschieden als Naturforscher von der Wahrheit der Abstammungslehre überzeugt ist. Aber es gilt ja, dem Hückel'schen Radikalismus ein Bein zu unterstellen, und dazu benutzt er jenes Postulat, um daran anknüpfend die naturphilosophischen Ferien-Ausflüge des Jenenser Biologen, die Plastridulenseele und was drum und dran hängt, die „Gründer“-Gesellschaft von „Kohlenstoff und Comp.“, die Hypothese vom befeckten Plasma in der Pflanzen- und Thierzelle, wie sie gegenwärtig von den konsequentesten Vertretern der materialistischen Forschung angenommen wird, vor allem Volk, vor dem Häuslein konservativer Naturforscher und Ärzte, vor den anwesenden Pfaffen- und ultramontanen Zeitungs-Redaktoren, vor den kirchlich gesinnten und dogmenfesten Frauen lächerlich zu machen. Die Art und Weise, wie Birchow hierbei manipulirte, gibt ihm den Schein des Reaktionsären. Er zieht gegen Hückel zu Felde und versteht — ob absichtlich oder unabsichtlich — dem Darwinismus schlechtweg und der Descendenztheorie überhaupt unverdient, unmotivirte Peitschenhiebe. Auch Birchow hat vergessen, daß es ein Frevel an der Wahrheit ist, wenn man die Abstammungslehre schlechtweg mit der Darwin'schen Zuchtwahltheorie oder mit dem Hückelismus, oder diesen letztern mit dem Darwinismus im engeren Sinne identifizirt. Und den Schein dieser unheilvollen Confusion hat das Birchow'sche Botum in keinem geringeren Grade, als wie wenn es aus dem Munde eines evangelischen Consistorialrathes geflossen wäre. Es verlohnt sich der Mühe, einen Augenblick bei dieser heillosen Confusion zu verweilen. Wir haben es schon oft gethan, und wenn wir es heute wieder und wenn wir es in Zukunft abermals thun müssen, so geschieht es — allerdings mit einem Gefühl schmerzlicher Resignation — darum, weil wir nicht müde werden dürfen, dem Irrthum jederzeit in Geduld die Wahrheit entgegenzuhalten.

Herr Birchow sagt mit Recht, daß das Maß des wirklich Sichergestellten, des thatsächlich als unumstößliche Wahrheit durch die Wissenschaft in exakter Weise Bewiesenen, wenigstens in dem Sinne, daß es unmittelbar als Lehrstoff dem Volksunterricht einverleibt werden könnte, nur ein sehr beschränktes sei.

Und wir fügen hinzu:

Zu dem unumstößlich und durch tausende von wissenschaftlich festgestellten, untrüglich wahren Thatfachen Bewiesenen gehören die Grundsätze der Abstammungs-Theorie schlechtweg.

Man verfolge die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der beschreibenden Zoologie und Botanik, die in exakter Weise gewonnenen Resultate der pflanzlichen und thierischen Entwicklungsgeschichte, die nicht minder genauen Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, die Fortschritte in der Entzifferung von Versteinerungen in allen Weltaltern, in der Entzifferung jener auf Steine und Felsen eingravirten, von der Natur selbst uns seit Jahrtausenden und Jahrmillionen aufbewahrten, nicht weg-leughbaren Dokumente über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt unsers Planeten: man frage die glaubwürdigen Fachmänner unter den Zoologen, Botanikern, Anthropologen, Geologen, Mineralogen und Paläontologen, man frage alle jene so mühsam und mit Selbstverleugnung arbeitenden Forscher, welche sich zur Aufgabe gestellt haben, unsere heute lebenden Pflanzen und Thiere von der Eizelle an bis zur vollen Entwicklung Schritt für Schritt in ihrem Werden und Wachsen zu verfolgen — sie alle werden uns sagen: Die Abstammung des Höheren vom Niedrigen ist unumstößliche Thatfache, die Descendenz läßt sich schlechterdings nicht mehr leugnen, und jeder weitere Disput über die Frage der

Abstammung ist schlechtweg unter Fachmännern unnützem Zeitverlust gleichzusetzen.

In der That: Herr Virchow hat ganz gut wissen können, daß in allen jenen Sektionen von Fachleuten, wo die Zoologie, Botanik und Paläontologie ihre Männer um sich sammeln, von der Frage der Abstammung seit Jahren gar keine Rede mehr ist, weil man die Descendenztheorie heute — und schon geraume Zeit — in den kompetentesten Kreisen für bewiesen betrachtet. Und der Beweis für die Abstammungslehre gibt es weit über tausend mehr, als für die Wahrheit des Pythagoräischen Lehrsatzes.

Wir haben nicht die Absicht, hier auch nur wenige dieser Beweise anzuführen. Glücklicherweise haben die Freunde der Aufklärung und die Feinde der Unwahrheit und des religiösen Märchens dafür gesorgt, daß dem nach Wahrheit und Licht schmachthenden, dem denkenden und zweifelnden Volke das Mysterium der modernen Naturwissenschaft entschleiert wird. Die Tagespresse hat den Abstammungsgedanken als einen gährungserregenden Sauerteig in alle Schichten des Volkes geworfen, und wahr ist's, was Virchow sagte: es hat zu allervorderst der Sozialismus mit der Descendenzlehre Fühlung genommen.

Vielleicht haben wir in dieser Entdeckung Virchow's auch den besten Anhaltspunkt zur Erklärung seines räthselhaften Botoms. Virchow warnt uns Naturforscher, den Abstammungsgedanken in die Volksschule tragen zu wollen. Es kann ihm doch nicht ernst sein, wenn er meint, es sei ja die Descendenzlehre noch nicht hinreichend bewiesen. Er ist vollständig von der Wahrheit der Abstammungs-Theorie überzeugt, obgleich ihm noch nicht gelungen ist, an einem vorhistorischen Menschenschädel mehr Affenähnlichkeit zu entdecken, als an manchen Schädeln seiner Zeitgenossen. Virchow ist im Grund der Seele ein Anhänger der Descendenz-Lehre und nimmt das Gleiche von seinen Kollegen, von den arbeitenden Naturforschern an. Aber wir sollen uns hüten, den Gedanken, „den wir selbst nur schüchtern auszusprechen wagen“, allem Volke vorzulegen. — Ist das nicht eine Trompete zum Rückzug? Warum hör' ich so sonderbaren Ton? Die Sozialisten haben mit den Darwinianern Fühlung genommen; sie thaten wohl daran, Herrn Virchow schmerzt aber diese Thatsache — und darum stellt er die Descendenz-Lehre wieder unter die Glasglocke, in den Schrank der Wissenschaftsjünstler und gibt der Welt sein Botom dahin ab, daß dieses Ding unter der Glasglocke ein Gemisch von Gift und gesunder Nahrung sei. Weil Hädel die Placidul-Theorie aufstellte und weil die Placidule ebensowenig bewiesen werden kann, als ihre Seele, und weil Hädel zufällig ein braver Darwinianer ist, und weil alle Darwinianer Anhänger der Abstammungslehre schlechtweg sind — so ist die Theorie der Abstammung auch noch nicht bewiesen. — Sonderbare Logik!

Die Naturwissenschaft unserer Tage sagt, daß die Abstammungslehre bewiesen sei. Das ist kein Zunftgeheimnis mehr; das lesende Volk (vorab die Sozialisten) hat davon Notiz genommen. Es ist kein bloßes „Glauben“ mehr, sondern bei jedem Biologen, der nur einigermaßen die Grundzüge seiner wissenschaftlichen Disciplin zu übersehen vermag, ist die Descendenz zum Wissen geworden und der Gedanke daran in Fleisch und Blut übergegangen.

Das Gleiche kann man noch nicht von der Darwin'schen Zuchtwahllehre behaupten. Wenn die Abstammung des Höhern vom Niedrigern, wenn der blutsverwandtschaftliche Zusammenhang zwischen der jetzigen und zwischen der vorweltlichen Pflanzen- und Thierwelt durch tausend und abertausend Thatsachen bewiesen ist, so ist die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein erst ein Versuch, das Wie, die Art und Weise des Umwandlungsprozesses (Transmutation), das Wie des Entwickelns vom Niedrigorganisirten zum Höhern zu erklären. Man kann über die Tragweite dieser Zuchtwahllehre und über deren Beweiskraft zweierlei Ansicht sein, ohne indeß im einen oder im andern Falle auch nur einen Augenblick an der Wahrheit der Abstammung zweifeln zu müssen. Die meisten Anhänger der Descendenzlehre sehen in Darwin's Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein ein Postulat des gesunden Menschenverstandes, und sie glauben, daß diese Darwin'sche Lehre im engern Sinne vollständig hinreicht, um alle Thatsachen in der Geschichte unserer Pflanzen- und Thierwelt auf natürliche Weise und allein vernunftgemäß erklären zu können. Das sind die sogenannten „Darwinianer sans phrase“. — Aber es gibt auch eine Anzahl ganz hervorragender Naturforscher, welche von der Wahrheit der Abstammung vollständig überzeugt sind, ohne

der Darwin'schen Zuchtwahllehre jene hohe Bedeutung beizumessen, die vielmehr der Ansicht sind, daß Darwin's Gedanke nicht hinreicht, um alles zu erklären, was er zu erklären wünscht. Hierher gehört z. B. einer der berühmtesten Pflanzen-Physiologen unseres Jahrhunderts, Prof. Dr. Carl Nägeli in München, auf dessen Vortrag an der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wir in einem folgenden Artikel aufmerksam machen werden. So dürfen wir sagen: alle Biologen unserer Zeit, welche den neuern Forschungen auf dem Gebiete der verschiedenen Disciplinen zu folgen vermochten, sind in dem Gedanken einig — die Darwin'sche Zuchtwahllehre mag stehen bleiben oder fallen: die Abstammungslehre wird für alle Zukunft bleiben, weil sie bewiesen ist.

Einen beträchtlichen Schritt weiter als Darwin ist Hädel gegangen, welcher einen geistreichen und zum mindesten durch die Anregung sehr nützlich gewordenen Versuch machte, den Darwin'schen Gedanken nach oben und unten für die Gesamtbilogie zu erweitern. Er kam dabei — allerdings durch naturphilosophische Spekulationen geleitet — zu dem Gedanken des Monismus, der im Gegensatz zu den Dualisten Geist und Materie als Einheit, als untrennbares Ganzes auffaßt und zwar derart, daß wir Thierseele und Menschengestalt nur als Summe von Kraftäußerungen aufzufassen hätten, welche in thierischen Nervencentrum durch günstige Kombination von Atomen bei ihrer gegenseitigen Bewegung ausgelöst werden. Hädel hat in seiner Kohlenstoff-Theorie, welche Virchow so lächerlich zu machen suchte, den ersten Versuch zu Stande gebracht, die in der bisherigen Naturauffassung vermeintlich existierende Schranke zwischen den sogenannten belebten und den leblosen Naturkörpern niederzureißen. Konsequenterweise gelangte er bei diesem naturphilosophischen Exkurs zu der Annahme, daß alle Atome, gleichviel ob sie einem leblosen oder belebten Körper angehören, Empfindungsvermögen besitzen. Die Summe der in einem Plasma-Molekül vereinigten Atome besitzt nach Hädel das, was er Placidul-Seele nennt. Und diese Placidul-Seele Hädel's wird nun von Virchow dem Darwinismus, oder dem Abstammungsgedanken schlechtweg, auf's Kerbholz geschrieben. Wo steht denn geschrieben, daß sich alle Darwinianer zur Hädel'schen Placidule bekennen? Woher nimmt sich Virchow die Freiheit, mit dem Schreckbild der Placidul-Seele gegen die Ausbreitung des Abstammungsgedankens zu Felde zu ziehen? Wer hat jemals gesagt, daß sich die Anhänger und Apostel der Abstammungstheorie mit der Hädel'schen Placidul-Lehre solidarisch erklären? Gewiß ist dies noch keinem Sterblichen eingefallen — und dennoch manipulirt Virchow so, als ob sämtliche Sünden, oder sagen wir besser: die vermeintlichen Sünden des tapfern jenen Streikers in's Schuldbuch der Abstammungslehre geschrieben werden müßten. Wir aber sagen, ohne uns von Hädel, den wir hoch verehren und als einen der verdientesten Biologen und Philosophen unseres Zeitalters betrachten, loszusagen: „Der Hädel'sche Monismus, seine Kohlenstoff-Theorie und die so übel empfangene Placidul-Seele — sie mögen stehen bleiben oder fallen: die Wahrheit der Abstammungslehre ist und bleibt für alle Zeiten bewiesen und die moderne Naturwissenschaft hat das Recht, ihre Aufnahme in den Lehrstoff der Volksschule zu verlangen.“

Wenn Virchow erklärt, daß das, was als vollkommen gesicherte wissenschaftliche Wahrheit betrachtet werden kann, auch in den wissenschaftlichen Schatz der Nation und zwar durch die Volksschule aufgenommen werden müsse, so gilt dies in allererster Linie von der Abstammungslehre, welche keineswegs identisch ist mit der Darwin'schen Zuchtwahltheorie oder dem Hädel'schen Monismus.

Wir, die wir an der Marktscheide zwischen dem Zeitalter der mosaischen Schöpfungsmythen und demjenigen der natürlichen Abstammungslehre stehen, wir dürfen die Volksschule in der kritischen Zeit des Ueberganges von einer Weltanschauung zur andern nicht leer ausgehen lassen, nicht dem blinden Zufall, nicht der Willkür zudringlicher Pfaffen oder der Unwissenheit furchtsamer Lehrer preisgeben.

Von allen Fragen, welche die Menschheit von ihrem Kindeszeitalter an bis auf unsere Tage am intensivsten beschäftigten, steht die Frage nach unserem eigenen Ursprung oben an. Dichtung und Sage haben sich zu allen Zeiten dieser wichtigsten aller Fragen bemächtigt. Bald sind Götter vom Himmel gestiegen und sind zu Menschen geworden oder haben Menschen gezeugt, bald hat sich die Erde aufgethan, um den Beherrscher unseres Planeten an's Licht zu fördern, bald hat ein Gott rothe Erde oder Lehm

zur Menschengestalt geformt und ihm, dem Erdentloß, die Seele eingehaucht — jedes Volk und jedes Zeitalter hat sich eine Antwort auf die Frage gesucht, woher stammt die lebendige Natur, woher sind wir, die wir mitten drin stehen?

Moses hat eine Antwort hinterlassen, die den Juden und Christen für mehr als drei tausend Jahre Genüge leistete. Aber wir kommen heute mit Moses nicht mehr aus. Sein Wort ist vor dem Richterstuhl der wissenschaftlichen Kritik zum Märchen geworden — und dennoch lebt dieses Märchen noch als „Wahrheit“ in den Lehrbüchern unserer Volksschulen und Staatskirchen.

Wir sind so unedelhaft, Herrn Birchow zu fragen, ob er weiterhin dulden will, daß man unsern Schülern die Märchen von Moses und den Propheten als Wahrheit aufträgt. Er weiß so gut wie wir, daß es niemals eine mosaische Schöpfungswoche gab; er weiß so gut wie wir, daß es keinen ersten Menschen, keinen Adam und keine Eva gab; er weiß so gut wie wir, daß die Wissenschaft das Alter des Menschengeschlechtes nach Jahrbunderttausenden berechnet, während der mosaische Adam kaum 6000 Jahre hinter uns liegen würde, wenn die Bibel wahr berichtete.

Birchow weiß so gut wie wir, daß es keine erste vollkommene Pflanzen- und Thierwelt, keinen ersten vollkommenen sündend reinen Menschen gab, sondern daß die organische Welt auf unserem Planeten mit niedrigsten, einfachsten Lebewesen begann und daß erst im Verlaufe von Jahrmillionen, nach und nach höhere Formen aus niedrigen hervorzugehen vermochten. Er weiß so gut wie wir, daß es ein Frevler am Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, ein Frevler an der empfänglichen Kindesseele ist, wenn heute noch und in Zukunft der Staat es duldet, daß das weiche Gehirn der jungen Generation mit Unwahrheiten gemißhandelt und für späteres gesundes Denken verdorben wird.

Birchow muß wollen, daß mit dem Mosaischen Märchen in allen Staatsschulen ein für allemal gebrochen wird.

Birchow muß wollen, daß alle dogmatisch-religiösen Einflüsse von der Schule ferngehalten werden.

Birchow muß wollen, selbst wenn er den Sozialisten in die Hände arbeitete, daß an die Stelle von Unvernunft die Vernunft, an die Stelle von Unwahrheit die Wahrheit, an die Stelle des Schädlichen das Nützliche, an die Stelle der Geistesunfreiheit die Geistesfreiheit gesetzt werde.

Aber Birchow will nicht. Warum? Weil es eine Hädel'sche Plastidul-Seeletheorie oder eine Plastidul-Psychologie gibt.

Aber wer in aller Welt behauptet denn, daß mit der Einführung der Abstammungslehre in die Volksschule gleichzeitig die Gesellschaft „Kohlenstoff & Cie.“, und gar Plastidul-Psychologie den Schuljungen und Mädchen vorgetragen werde? — Niemand.

Oder will Birchow wirklich wegen der Möglichkeit, daß ein ungeschickter oder tattloser Lehrer einmal während einer Lehrstunde in „Plastidul-Seelen“ machen könnte, lieber den alten schädlichen Kram von Paradies und Sintfluth und Noa's Menagerie, von Susanna und von Jonas im Bauche des großen Meerfisches und all die dogmatisirten religiösen Mythen in der Volksschule beibehalten? —

Der Pädagoge wird uns fragen, ob denn kein anderer Ausweg denkbar sei, als der des religiösen oder des wissenschaftlichen „Glaubens“. In seiner theilweise begründeten Angst wird derselbe Pädagoge vielleicht gar auf den Gedanken verfallen, von Schöpfungsgeschichte im einen oder im andern Sinne gar nichts in die Schule zu bringen. Das wäre allerdings sehr vorsichtig und möchte demjenigen am klügsten erscheinen, welcher von reli-

giösen Dogmen ebensowenig, als vom Hädelismus befangen ist. Allein dieser Vorsichtige machte in diesem Falle die Rechnung ohne den Wirth.

Ganz ebenso, wie jedes Volk in seiner Jugendzeit sich nach dem Ursprung der Dinge umseh und bei seinen Priestern und Dichtern oder bei seinen Ältesten oder Gesetzgebern eine Antwort holte, ganz ebenso wißbegierig, fragend, grübelnd und träumend verhält sich das Kind in unserer Volksschule. Niemand mehr, als aufmerksame Eltern und erfahrene Volkslehrer, weiß von der Unmöglichkeit einer Praxis zu erzählen, derzufolge dem Schuljungen eine das kindliche Gemüth befriedigende Antwort auf die Frage „woher die belebte Natur?“ vorzuenthalten wäre. Es hieße, den Vorn der jugendlichen Phantasie in Fesseln schlagen wollen, wenn man jene Fragen verbieten oder durchaus unbeantwortet lassen wollte.

Diese oder jene Schöpfungsgeschichte wird also nolens volens in der Volksschule gelehrt werden müssen. Nun gibt es allerdings keine andere Alternative, als die: Entweder Moses und die Propheten — oder aber Abstammungslehre.

Die Erstere kann kein ehrlicher Mensch mehr mit Ernst dulden wollen, wenn er über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Wahrheiten instruiert ist. Es bleibt somit nur die Deszendenzlehre.

Wenn diese aber, wie wir gezeigt haben, unbedingt in den Lehrstoff der Volksschule aufgenommen werden muß, so gehen wir wieder mit Birchow darin einig, wenn er sagt, daß es nicht Sache der Pädagogen sei (wie Hädel meint), zu entscheiden, in welcher Reihenfolge, in welchem Maß und in welcher Form dies in unseren Schulen zu geschehen habe. Auch wir sind der Ansicht, daß man mit großer Vorsicht diesen neuen Lehrstoff in der Volksschule zu behandeln, namentlich alles Problematische aus der Abstammungslehre für jene Unterrichtsstufe fernzuhalten und nur das durch Paläontologie und Geologie Bewiesene, sowie das Unzweifelhafteste aus der biologischen Entwicklungsgeschichte und der Systematik in den neuen Schöpfungsbericht aufzunehmen habe.

Die Bearbeitung eines derartigen Ersatzes für die Mosaische Schöpfungsgeschichte müßte einem Kongreß anerkannter, gewissenhafter Fachmänner übertragen werden, welche mit den wissenschaftlichen Disziplinen der lebenden und der vorhistorischen Schöpfung in intimster Wechselbeziehung stehen. Daß es zugleich bewährte Pädagogen sein müßten, welche das Vieviel und das Wie der zu bietenden Materie mit Tact zu bestimmen hätten, das braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Uns genügt es, an dieser Stelle die Nothwendigkeit der Einführung unserer von der exakten Forschung tausendfach bewiesenen Abstammungslehre in die Volksschule entgegen dem Birchow'schen Votum dargelegt zu haben.

Und wenn die Reaktion abermals an tausend Enden ihr drohend Medusenhaupt erhebt; wenn Aeltere beginnen, verzagt zu werden; wenn Jüngere auf den reaktionären Ruf zur Umkehr hören; wenn die Konservativen über ein Birchow'sches Votum sich vergnügt die Hände reiben und die Pfafferei der Gegenwart fast siegesbewußt die Weihrauchkessel schwingt und der Aufklärung höhennend die Nase dreht: so haben wir die tröstliche Wahrheit als Ersatz:

Trotz des Abschwurs, den Galileo Galilei der Inquisition leistete, hat sich Mutter Erde die Freiheit ihrer Bewegung erobert und ist — den Schuljungen zur Freude — auf ihrer Bahn verblieben. Moses und die Propheten stehen nicht wieder auf; aber die Abstammungslehre wird ihren Einzug in die Volksschule halten

Dr. A. D.-P.

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von W. Wittich.

(Schluß.)

Nun war im allgemeinen eine feste Sprachgestalt geschaffen, die sich in immer weiterem Umfange Geltung verschaffte, allerdings nicht ohne daß kleinere Fehden hie und da immer noch über diesen Punkt sich entspannen und durchgekämpft wurden, aber allemal zu Gunsten der schon übermächtig gewordenen Sprachrichtung. So stand es im 17. Jahrhundert.

Gottsched, dem man erst neuerdings wieder gerecht zu werden angefangen hat, der für seine Zeit gewaltig viel galt, so daß

man ihn nicht mit Unrecht einen Sprach- und Geschmacksdiktator genannt hat, machte seine Autorität auch für das „Oberfächische“, wie er es nennt, geltend. In seiner auch nach dieser Richtung sehr einflußreichen „deutschen Sprachkunst“ sagt er: „Ganz Deutschland ist längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Mittelländischland hat bereits den Anspruch gethan, daß das mittelländische (vergl. oben das mittre D.) oder oberfächische die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall,

von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland und von Schleswig bis Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen sucht.“ Auch er, der Preuze (er war bei Königsberg geboren), spricht scharf und deutlich aus, daß seit der Glaubensreinigung der Sitz der Gelehrsamkeit Oberfachsen geworden sei, besonders durch die hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle; ferner würdigt er auch die Bedeutung des von Frankfurt am Main immer mehr nach Leipzig übersiedelnden Buchhandels, sowie er zu historischer Begründung speziell erwähnt, „daß, weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt die Oberhand bekommen.“

Als Beweis für die hohe Geltung Gottscheds in sprachlichen Dingen sei angeführt, daß seine „Deutsche Sprachkunst“ zum Erlernen des Deutschen für Franzosen in's Französische übersezt, von ihm selbst durchgesehen, in Straßburg herausgegeben ward. In Süddeutschland war sie allgemein verbreitet, ebenso im Osten in Oesterreich, wo eine schwächliche Gegenanstrengung von Wien aus in Szene gesetzt wurde, natürlich ohne jeglichen Erfolg. Ein Herr von Antesperg gab dem dort auftauchenden Streben, von der Reichshauptstadt aus die deutschen Lande für ein „kaiserliches Deutsch“ zu gewinnen, einen konkreten Ausdruck durch eine 1747 erschiene „kaiserliche deutsche Grammatik“; ein in derselben in Aussicht gestelltes „kaiserlich deutsches Wörterbuch“ ist nie erschienen, weil der ganze Plan bei dem dormaligen Stande der Dinge sofort beim Auftauchen als ein todgeborenes Kind bezeichnet werden mußte. An Gottsched selbst schreibt ein österreichischer Dichter nicht nur, daß dortselbst Gottsched's Grammatik im Buchhandel „haufenweis“ abgehe, so daß das Deutsche nunmehr auch sich bessern werde, — er theilt auch mit, man gehe in Wien damit um, einen Lehrstuhl für deutsche Sprache zu errichten, den ein Sache einzunehmen habe, ja höchsten Orts dachte man an ihn, Gottsched selbst, „um durch Sie“, wie sein Korrespondent ihm schrieb, „den Grund zu der Verbesserung der Deutschen Sprache allhier zu legen.“ Da gab es allerdings keine Aussicht auf ein Durchdringen der kaiserlichen deutschen Sprache und Grammatik!

Gottsched's Gegner auf dem literarischen und ästhetischen Felde, die schweizer Kunsttrichter Bodmer und Breitinger, suchten zwar auch den anderen Provinzen bis zu einem gewissen Grade ihr Recht zu wahren, doch äußert sich letzterer über diesen Punkt wie folgt: „Unter den vielen Provinzen Deutschlands hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgeschicktesten, in sonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Kurfürsten Friedrich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergehen der Sinne ist am weitesten gegangen und hat sich auch auf das Gehör erstreckt; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und der Deutlichkeit der Wörter mit anderen Mundarten schon geübt hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andere Aussprachen in Deutschland behauptet.“ Und in der Vorrede desselben Buches, der „Kritischen Dichtkunst“, meint Bodmer: „Soviel mir bekannt ist, hat Meißnen das beste Recht von anderen Provinzen Deutschlands zu fordern, daß sie ihre eigne Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allemal es darinnen wahre Vorzüge vor allen anderen aufweisen kann, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind,“ und in diesem Tone wird fortgefahren, das Verderben läge meist in der schlechten Aussprache, die den schweizer Worten eine Härte gebe, an der sie keine Schuld hätten und „die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimiert werden.“ Er schlägt vor, daß man allwärts das meißnische Ohr und die meißnische Zunge sich aneignen möchte und will schließlich zum Guten reden, freilich nicht ohne hie und da seine Spitze gegen Gottsched zu kehren: „Ob der Verfasser zwar kein Meißner und was noch schlimmer, ein Schweizer ist, so hat er es doch als ein Mensch geschrieben.“ Seine Uebersetzung des „berlorenen Paradieses“, eines Epos des Engländers Milton, hat Bodmer von einem Oberfachsen revidiren lassen, ebenso wie sein Landsmann, der treffliche und gelehrte Haller, nachdem er durch seinen Aufenthalt in Deutschland sein Ohr geschärft hatte, sich wohl hütete, seine Muse schweizerisch reden zu lassen.

Den schärfsten und entschiedensten Vertreter fand aber „das neuere Hochdeutsch oder Oberfachsisch“ in Adelung, der dieses „die gesellschaftliche Sprache der oberen Klassen der ausgebildeten Provinz“ nennt. Man solle, falls man an der Wahrheit dieser Behauptung zweifle, nur nach dem südlichen Churfachsen kommen,

und man werde finden, daß das gute Hochdeutsch nirgends so allgemein, wie hier, selbst von den niedersten Klassen gesprochen werde, daher es wohl hier kein Fremdling sein kann. Die hier bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmacks und der Sitten haben sich von hier über alle deutschen Provinzen verbreitet, die dieselben aufzunehmen fähig waren, und in dem Maße, als sie dies waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmacks war als alles übrige. Adelung fand allerdings auch Widerspruch, jetzt ist er ebenso wie Gottsched beinahe vergessen, ja unverdientermaßen mehr geschmäht, als gekannt. Er ist nicht ohne einige Uebertreibungen, aber sein wirklich ernstes, überzeugungsvolles Streben verdient keinen Spott und Hohn, am wenigsten von solchen, die seine Arbeiten nie in der Hand hatten. Jean Paul Richter macht sich einmal in der „Vorschule der Aesthetik“ über ihn und seine „meißnischen Klassen“ als die preisauschreibenden Sprachmächte zc. zc. des Deutschen lustig; die übrigen großen Dichter stehen ihm meist gleichgiltig gegenüber. Hier handelte es sich ja auch um ein fait accompli, um eine abgeschlossene Thatsache, ein weiterer Streit wäre einer um des Kaisers Bart gewesen.

Interessant dürfte jedoch noch eine Stelle in Goethe's Wahrheit und Dichtung sein, geschrieben im Jahre 1810. Dort heißt es: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesezt.“

Wir dürfen wohl hinter verschiedene Punkte dieses Satzes, die zu stark aufgetragen sind, ein bescheidenes Fragezeichen setzen.

Durch Wilhelm Grimm ist die folgende mündliche Aeußerung Goethes bezeugt: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ So hatt denn der „Bär“ auch in der Unterhaltung seine angeborne Mundart nie verleugnet, und die Norddeutschen haben sie ihm auch angehört. Uebrigens hatte Goethe selbst in Leipzig einen Bildungskursus durchzumachen, in welchem besonders die jungen und alten Damen eine große Rolle spielten und dessen eingedenk er vielleicht später im Faust das bekannte Lob Leipzigs niederschrieb: Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute. Soweit sich Goethe gegen eine Vergewaltigung der mündlichen Rede nach einem bestimmten Muster als einer Unnatur wendet, hat er Recht, aber Unrecht hat er, wenn er von einer förmlichen Tyrannei spricht auf dem Gebiete der Schriftsprache: hier ist der Prozeß ganz organisch vor sich gegangen, ohne Dekrete einer Akademie oder irgend welche Hülfsmittel; die Dinge selbst brachten die Lösung der Aufgabe mit sich und er selbst, wie auch Schiller, bemußten trotz alledem und alledem Gottsched's einschlagende Werte.

Von Schiller zum Schluß noch einen Doppelvers aus einer Reihe von Sinngedichten, betitelt „Die Flüsse“ (Deutschlands), worin die Elbe rebend eingeführt wird: All ihr andern, ihr sprecht nur Rauderwelsch — unter den Flüssen Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißnen nur, deutsch.

Aber auch diese Polemik ist mehr auf die übertriebenen Verehrer des Meißnischen, welche ihre „Bildung“ in einer andere verlegenden Weise zur Schau tragen, gerichtet, als gegen die Sache selbst: auch Schiller holte sich, wie schon bemerkt, in zweifelhaften Fällen bei Gottsched Rath.

Heutigen Tages ist nun die Frage keineswegs mehr eine brennende, die Spracheinheit ist zur Wirklichkeit geworden, sie ist vollzogen und die Akten sind geschlossen. Höchstens pflegt man hie und da Erörterungen über den Werth der verschiedenen Aussprachen des Neuhochdeutschen, bei denen oft die hannöversche besondere Anerkennung findet: ob und mit welcher Berechtigung dies geschieht, das zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Aus dem Gemeindeutsch des Mittelalters, jenem Mitteldeutsch, hat sich das Neuhochde. entwickelt und hat lebensfähig und freigreich alle Anfeindungen überdauert, es hat jetzt in allen Gauen des deutschen Landes anerkannte Geltung — annektirte Länderstrecken gelten für unsere sprachgeschichtliche Untersuchung eben nicht als deutsche Gane — und neue tiefgreifende Umgestaltungen, welche das jetzt Feststehende und Geltende in Frage stellen könnten, dürften wohl kaum zu befürchten sein.

Parlamentarier.

III.

In unseren bisherigen Notizen haben wir zwei christlich-germanische Konervative vorgeführt, die auf der Basis des evangelischen Christentums Recht und Gesetz formulieren wollten. Als ein notwendiges Bindeglied in der ganzen konservativen Kette führen wir heute eine weniger bekannte, aber ebenso wichtige Persönlichkeit wie Stahl und Gerlach unseren Lesern vor: den katholisch-konservativen Abgeordneten Ferdinand Walter.

Derselbe war 1794 in Wehlar geboren, seit 1821 Professor in Bonn; 1848 Mitglied der preussischen Nationalversammlung; 1849—50 Mitglied der preussischen ersten Kammer.

Walter ging in seinem spezifisch katholischen Wesen so weit, daß er ein eifriger Verehrer des heiligen Kodes zu Trier war, und dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, schien er zum Vermittler zwischen den Ultramontanen und dem christlich-germanischen Staate berufen. Beide religiös-politischen Richtungen kennen nur einen rothen Faden, der sich über die ganze Erde hinzieht und allenthalben nutzbare Materialien zu dem gottgefälligen Bau aus den Tiefen überwundener Zeitalter herausföhrt: den Autoritätsglauben. Deshalb noch sind sie weit entfernt, das Judentum zu hassen — als Dritten im Bunde begrüßen sie sogar sehr gern den orthodoxen Juden, und selbst Lascker in seiner kindlichen Frömmigkeit wäre ihnen genehm gewesen. Sie wandten sich nur gegen die modernen, abgefallenen Juden und — Christen.

Selbst wenn Walter, der praktischer war, besonders wo es die unmittelbaren, rein materiellen Interessen des Volkes galt, sich bei solchen Gelegenheiten bis an die Grenzen der damaligen sozialistischen Anschauungen wagte, so ließ er doch niemals, ähnlich wie die jetzigen Kerisfalen, die Annäherungspunkte mit den evangelischen Konservativen aus dem Auge — er wußte wohl, daß sie ihm immerhin näher standen, als die Liberalen, die den Autoritätsglauben vernichten wollten.

Er wußte deshalb seine Vorschläge, die auf die materiellen Interessen gerichtet waren, auch immer so harmlos vorzubringen, daß die Menge an seinen guten Willen glaubte, die christlich-germanischen Kollegen in der Kammer dieselben aber nicht fürchteten.

In der preussischen Nationalversammlung brachte er einmal bei Berathung der Justizgesetzgebung den Antrag ein: „Jeder Verwandte und Freund hat freien Zutritt zu dem Inquisiten.“ Die ganze Rechte war erstaunt, der Abgeordnete Reichensperger, der sich bei der jüngsten Berathung der Justizgesetze im gegenwärtigen deutschen Reichstage den Antritt der Freisinnigkeit gab, stürzte auf die Tribüne und erklärte, daß dann für die Justiz das letzte Stündlein geschlagen hätte.

Walter aber hatte den Antrag auf die Massen berechnet, er wußte wohl, daß derselbe nicht angenommen werden würde, und jetzt steht der vornehme Reichensperger ganz auf dem Standpunkte Walters, auch er berechnet bei seinen Oppositionsreden immer den Eindruck, den dieselben auf das katholische Volk machen.

Mit der Anhänglichkeit an den christlich-germanischen preussischen Staat war es dem Professor Walter völlig ernst, doch nur deshalb, weil er in ihm den Beschützer auch der katholischen Interessen erblickte. Als er nämlich glaubte, daß die deutsche bürgerliche Revolution 1848 siegen würde, da agitirte er sofort für Losreißung der Rheinprovinz von Preußen, für Köln als Hauptstadt des rheinischen Kurfürsten und für ein deutsches Reich unter einem Kaiser, der am liebsten dem habsburgischen Hause entstammen sollte.

Doch als die Krisis vorüber war, stand er wieder unpendelbar fest bei den Männern des christlich-germanischen Staats — er bereute tief den einzigen Irrthum in seinem Leben.

Eine Wahl zum erfurter Parlament, welches die norddeutsche protestantische Union, als einen Gegensatz zum katholischen Süden, feststellen sollte, nahm er nicht an. Im Jahre 1859 ist Walter in Bonn gestorben.

Betrachten wir die Stellung Walters, so sehen wir sofort, daß er ein tüchtiger Vorläufer der Herren Windthorst und Genossen war, welche auch nicht vor einem Bündnisse mit den christlich-germanischen Konservativen (von Gerlach war ja ein Fraktionsgenosse) zurückscheuen trotz ihrer freiheitlichen Phrasen. S.

Die Libellen. (Bild Seite 64.) Die bedeutendsten und interessantesten unserer Reßflügler sind die Libellen oder Wasserjungfern, von Oken unter dem Namen Schillebolde oder Teufelsnadeln beschrieben. Diese Namen sind aber nicht so zutreffend, als die Bezeichnung des allzeit praktischen Engländers für diese Thiere. Er nennt sie „Dragonflies“ (Drachensfliegen) und hat damit ihr Wesen und Treiben trefflich gekennzeichnet. Die schillernden, stinken Insekten gehören nämlich zu den größten Räubern, die ununterbrochen fangen und wegknappen, was nur in ihre Nähe kommt. Schmetterlinge, Fliegen und andere Insekten sind keinen Augenblick sicher vor ihren Angriffen. Vom Mai an bis in den Herbst hinein treiben sie ihr Raubwesen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, fehlen weder im Norden noch im Süden. Im ganzen kennt man gegen 1000 bis 1100 Arten, von denen in Europa etwa 100 einheimisch sind. In den heißen Ländern sind sie reichlicher vertreten, aber nur wenige sind größer und schöner als die unsrigen. Wie alle Insekten, so machen auch die Libellen eine Verwandlung durch, ehe sie uns als die farbenhillernen Flieger erscheinen. Das Weibchen

legt seine Eier entweder direkt in's Wasser ab, oder schneidet mit seiner kurzen Legeöhre Wasserpflanzen an, um seine Eier unterzubringen. Aus ihnen entwickeln sich nach einiger Zeit die Larven, die im Wasser ihren Aufenthalt haben. Sie können auch schon jetzt ihre räuberische Natur nicht verleugnen, sondern wüthen mit unersättlicher Gier unter all' dem übrigen Geschieß, das im Wasser lebt. Mehrmals streifen sie die alte Haut ab und erheben sie durch eine neue, ja sie häuten sich selbst noch dann, wenn bereits die Flügelstumpfe vorhanden sind. Wie lange eigentlich der Larvenzustand bei den einzelnen Arten andauert, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden, wahrscheinlich nimmt aber die Entwicklung die Zeit eines Jahres in Anspruch, so daß die Ueberwinterung stets im Larvenzustande erfolgt. Föhlt die Larve die Zeit herankommen, wo sie das nasse Element mit dem blauen Aether vertauschen kann, so kriecht sie an einer Binse oder einer andern Wasserpflanze empor; oftmals hat sie sich jedoch zu früh aus dem Wasser entfernt, so daß sie noch einmal in dasselbe zurückkehren muß. Hat sie sich jedoch einmal draußen festgesetzt, so dauert es auch nicht mehr lange, bis die Haut auf dem Rücken entzweiplatzt und das Thier sich aus seiner letzten Larvenhülle herausarbeitet. Ist dieser Akt vollendet, so ist die neugeborene Seejungfer noch keineswegs befähigt, sich hoch in die Lüfte aufzuschwingen. Die Flügel sind noch naß und eingeschrumpft, längs und quer zusammengefaltet. Zusehends glättet sich eine Falte nach der andern, in der Zeit von einer halben Stunde sind sie völlig ausgebreitet. Aber noch sind sie weich und schlaff, erst nach zwei bis drei Stunden sind sie zum Fliegen tauglich. Dann erhebt sich das Insekt in die Lüfte, um mit noch größerer Ausdauer und Gewandtheit als bisher das Räuberleben des vorigen Zustandes fortzusetzen. Ohne uns hier auf eine Unterscheidung der verschiedenen Arten einzulassen, sei nur bemerkt, daß die Gattungen Calopteryx, Agrion, Aeschna und Libellula bei uns am häufigsten sind. Die beiden ersten Gattungen umfassen die kleineren Arten, während die größeren und wilderen Arten den letzten zwei Gattungen angehören. Unsere größte Libellenart ist die am Hinterleibe grün oder blau gefleckte große Schmaljungfer (Aeschna grandis). Nicht selten sind ferner die beiden Plattbaucharten Libellula depressa und L. quadrimaculata, erstere von gelbbrauner Grundfarbe, an den Rändern mit gelben Flecken oder schön himmelblau bereiftem Hinterleibe beim Männchen, letztere fast von derselben Zeichnung, nur kein blau angelaufenes Männchen. Von den kleineren Arten ist die gemeine Seejungfer (Calopteryx virgo) am häufigsten. Das Weibchen hat braune Flügel und einen metallisch smaragdgrünen Körper, das Männchen dagegen erscheint durchaus stahlblau. Bisweilen treten einzelne Arten in so ungeheuren Mengen auf, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie unternehmen dann auch wohl regelmäßige Züge, deren man seit 200 Jahren mehr als 40 verzeichnet hat. Meist bestanden sie aus der vierstledigen Plattbauchart, einigemal auch aus Libellula depressa, einmal auch aus einer Art der Schlauchjungfer (Agrion), welchen wir unseren Lesern im Bilde vorführen. Forscher, die solche Libellenzüge beobachtet, sprechen allgemein mit Bewunderung von der Regelmäßigkeit des Zuges. Der um die Naturgeschichte der Libellen hochverdiente Naturkundige Hagen, der im Juni 1852 einen Zug bei Königsberg beobachtete, schreibt darüber: „... Die Libellen flogen dicht gedrängt hinter- und übereinander, ohne von der vorgezeichneten Richtung abzuweichen. Sie bildeten so ein etwa sechzig Fuß breites und zehn Fuß hohes lebendes Band, das sich um so deutlicher markirte, als rechts und links davon die Luft rein, von Insekten leer erschien. Die Schnelligkeit des Zuges war ungefähr die eines kurzen Pferdetrabes, also unbedeutend im Vergleich mit dem reizenden Fluge, der sonst diesen Thieren eigenthümlich ist. Der Zug dauerte in derselben Weise ununterbrochen bis zum Abend fort; eine Schätzung der Zahl der Thiere mag ich mir nicht erlauben. Die Ursache dieser Züge ist noch nicht aufgeklärt. Die Regelmäßigkeit derselben, die dem Naturell jener rastlos umhergeschweifenden Thiere widerspricht, bedingt allerdings einen bestimmten Zweck.“ Der von Hagen beobachtete Zug nahm seinen Ursprung aus einem Teiche bei Dewan, eine viertel Meile von Königsberg. Die Färbung des Körpers und die Beschaffenheit der Flügel ließ erkennen, daß die Thiere erst an demselben Morgen die Verwandlung überstanden hatten. Wohl zu unterscheiden von solchen Zügen sind die Libellenschwärme, die man in manchen Jahren an einzelnen Gewässern wahrnimmt, besonders wenn ein kaltes Frühjahr ihre Entwicklung verzögert hat und einige warme Tage plötzlich die Verwandlung zuwege bringen. S. St.

Waldbidyle. (Bild Seite 65.) Der alte Herr Förster muß eine sehr gute Haut sein, daß die festen jugendlichen Holzrevler vor ihm nicht nur nicht Reißaus nehmen, sondern grade so thun, als ob sie in ihrem Rechte wären, wenn sie ganze Arme voll Holz und Reißig zu einem lustigen Feuerchen zusammenschleppen. Freilich scheint der barfüßige Schelm mit dem Feuerbrand auch die schwache Seite des gutmüthigen Waldbherrschers getroffen zu haben: die Pfeife ist ihm bei seinen Waldgängen gewiß ganz unentbehrlich, und die vertrackten Reibhölzer vergißt man gar so leicht, wenn man den Kopf von tausenderlei andern Dingen voll hat. Während der Bursch vor dem Förster den brennenden Ast ganz ernsthaft und beinahe mit militärischer Steifheit präsentirt, schaut der das Holz haufenweis herbeischleppende andre Bub' förmlich verklärt darenin — die Keckheit des Gespielen gefällt ihm gar zu gut! Der Dritte am Erdboden ist aber nicht so leicht aus seiner philosophischen

Gelassenheit herauszubringen — Bah! den gutmüthigen Alten kennt er schon, der thut ja außer seinen Hasen und Rehen, seinen Schnepfen und Rebhühnern keiner Fliege was zu Leid! Die beiden Mädchen sammt dem kleinsten Buben am Feuer fühlen schon eher etwas Scheu; das Bübchen greift sogar zu dem bei Kindern wohlbewährten Palliativmittel in allen Verlegenheiten — es steckt den Finger in den Mund! Indessen begrüßen sich die Hunde in ihrer Weise. Der Hühnerhund neigt sich huldvoll und sympathisch zu dem Spitz, der für die Gänse des Dorfes eine Respektsperson ist; dem Dachs jedoch will die Annäherung der beiden nicht recht gefallen — ist doch der Größe sein langjähriger Berufsgegner und Freund, auf dessen Zuneigung er sogar ihrem beiderseitigen Herrn gegenüber zuweilen eifersüchtig zu werden im Stande ist. Im ganzen ist das Bild ebenso harmlos als lebensvoll und lebenswahr — eine rechte, ächte Idylle!

Rösselsprung-Charade von Ch. Dupein.

fahr	kein	le	be	spiel	ter	gem	gar
fern	ihm	ge	rei	den	bringt	auch	sinn'
ist	das	sil	den	mehr	ge	oft	sen
das	heut	fehlt	in	te	freunt	ses	un
gan	ter	drif	de	mal	ter	jä	viel
die	er	ze	paar	ger	hofft	sten	die
rei	die	sil	e	zählt	zum	ench	und
ste	nen	ber	bringt	ben	welt	daß	er

NB. Die Lösung des Rösselsprungs ergibt eine dreisilbige Charade, die dann wieder zu lösen ist.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

Von Fabian Landau.

(Fortsetzung.)

Spiel-Einleitung.

Der Zweck des Spiels ist, den feindlichen König gefangen zu nehmen („matt“ zu setzen); doch hört das Spiel schon auf, wenn ein König angegriffen wird und es ihm unmöglich ist, sich zu verteidigen oder auszuweichen, er mithin als im nächsten Zuge gefangen zu betrachten ist.

Die Züge geschehen abwechselnd.

Jedes Feld kann nur von einer Figur besetzt sein, und nur bei Entfernung („Schlagen“) einer feindlichen Figur darf ein Spieler die feindliche auf das von jenem eingenommene Feld setzen.

Ein Feld, auf welches hin geschlagen werden kann, wie auch der auf diesem Felde sich befindende Stein, gelten als „angegriffen“.

Beim Schlagen befehen alle Steine das Feld des genommenen Steines.

Alle Offiziere und der König schlagen wie sie gehen, sowohl vorwärts rück- und seitwärts.

Der König geht nach jeder Richtung, aber immer nur einen Schritt, bis auf das nächste Feld.

Die Thürme gehen über beliebige unbesetzte Felder in grader Richtung vorwärts, seitwärts, rückwärts.

Die Läufer ziehen beliebig weit in schräger Richtung. Sie bleiben also stets auf Feldern, welche in der Farbe mit der des Ausgangsfeldes übereinstimmen.

Die Dame vereint in sich die Fähigkeiten des Thurmes mit denen des Läufers und beherrscht somit die vier graden wie auch die vier schrägen Linien, darf aber nicht in ein und demselben Zuge aus der einen Richtung in die andere übergehen!

Der Springer geht in jedem Zuge zwei Felder grade aus, vorwärts rück- oder seitwärts, und eines im rechten Winkel nach irgend einer Seite hin; er ist die einzige Figur, welche über Figuren, die ihr im Wege stehen, hinwegspringt.

(Zur Einübung des „Rösselsprungs“ möge man folgende zehn Züge mit dem Springer von b1 vornehmen: 1) von b1—d2, 2) von d2—e4, 3) e4—g5, 4) g5—f7, 5) f7—h8, 6) h8—g6, 7) g6—e5, 8) e5—c4, 9) c4—a3, 10) a3—b1, und in ähnlicher Weise mit den andern Springern.)

Die Bauern gehen immer nur einen Schritt gradeaus und vorwärts; sie schlagen auch nur ein Feld weit, aber schräg.

(B. V.: ein weißer Bauer auf b2 kann einen feindlichen Stein, der auf a3 oder c3 steht, schlagen, und setzt dann seinen Weg auf der a- resp. c-Linie fort.) (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rebus in Nr. 1:

Einer helfe dem andern, soviel er kann.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 2:

1) Faden, 2) Euterpe, 3) Rettig, Danton, 5) Juni, 6) Nautik, 7) Arac, 8) Manni, 9) Dumas, 10) London, 11) Arno, 12) Stativ, 13) Streifli, 14) Antimon, 15) Vila, 16) Vasker, 17) Entwurf. — Anfangsbuchstaben von oben nach unten: Ferdinand Lassalle. — Endbuchstaben von unten nach oben: Franz von Sickingen.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 3:

Schon mit der 24. Versammlung wird der Arbeiterverein stärker als der Reichsverein.

Korrespondenz.

Berlin. D. Sch. Ihre Novelle enthält so viel Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeit, daß sie schon aus diesem Grunde für die „R. W.“ nicht verwendbar ist. Remission ist erfolgt. — A. Rr. Da wir weder Sie noch die beiden Damen kennen, vermögen wir Ihnen in Ihrer schwierigen Herzensangelegenheit keinen Rath zu geben. Uebrigens ist das alte Lied von dem „grauen Freunde, der zwischen zwei Gebäuden den still nachdenkt, welches von den beiden das allerbeste Futter sei“, ganz dazu angethan, an das Vortheilhafte eines raschen Entschlusses zu erinnern. — Julius G. Ihr Gedicht „Auf kaltem Stein“ verräth Talent, behandelt aber ein gar zu oft belungenes und gar schwieriges Thema. Wenn sich einer nach Schiller mit einer Kindsmörderin auf den Markt der Poesie wagt, so muß er Vorzügliches geleistet haben, wenn er Eindruck machen will. — G. F. Die mangelhafte und krankhafte Ausbildung der Augenmuskeln, welche Myopie (Kurzsichtigkeit) zur Folge hat, kann sich, wie jede andere Organmißbildung, durch Uebung korrigieren. Aber ebensogut, wie durch schonungslose Behandlung des zur Kurzsichtigkeit disponierten Auges eine weitgehende Steigerung derselben stattfinden kann, so kann auch durch zweckmäßige Schöpfung der Augenmuskeln eine Stärkung der Sehkraft erzielt werden. — Mor. H. Wir konnten die von Ihnen gewünschten Korrekturen schon deshalb nicht eintreten lassen, weil zur Zeit, als Ihr Brief ankam, nicht allein der ganze vorige Jahrgang, sondern sogar schon die ersten drei Nummern des jetzigen redaktionell fertig waren. Uebrigens verzicht man bei derlei niedlichen Kleinigkeiten sowohl dem Autor als dem Sezer und Korrektor solche unschuldige Gedankenlosigkeit gern. Wer wird so grausam sein, mit einem Liebesgedicht bis auf's Lätzchen über dem i in's Gericht zu gehen! — Fischer G. G. Suchen Sie die Atmosphäre, in der Sie arbeiten und schlafen, durch Ventilation möglichst rein zu erhalten, ohne sich dabei der Analfest auszuweisen. Außerdem trinken Sie fleißig Wasser, am besten des Morgens recht heißes und gehen Sie möglichst fleißig spazieren, besonders bei warmer und trockner Luft. Weiteres kann Ihnen nur ein tüchtiger Arzt, der Ihren Körper genau untersucht hat, sagen. — Ch. D. Ihrem Schachproblem können wir leider kein so günstiges Verurtheil ausstellen, als Ihrem Rösselsprung; es ist völlig inkorrekt. Ersten haben Sie die einfachste Lösung D. e4—f5, E. f5—f7 schach und matt ganz übersehen, zweitens ist bei dieser Lösung sogar der weiße Bauer auf b3 ganz überflüssig, und drittens ist Ihre Lösung falsch, da das Springergemäht auf e8 wegen des Läufers auf b5 unmöglich ist. Im übrigen wäre die Aufgabe, auch noch abgesehen von der unannehmlichen Bauernstellung der Schwarzen, selbst wenn sie korrekt wäre, viel zu leicht. Indessen hoffen wir, daß Sie dieser kleine Mißerfolg nicht von weiteren Versuchen auf dem interessanten Felde der Schachprobleme abhalten wird.

Hauslau. D. Soll geschrieben!

Tannenwald. B. Wenn Sie bei Gelegenheit über die Verbreitung unserer Grundsätze unter den Gesehn, wie Sie eine solche demerkt zu haben glauben, Weiteres berichten wollen, so wird uns das lieb sein.

Leutnantskorrektur. Weber B. Ihre Räthsel sind hübsch und mit unbedeutenden redaktionellen Korrekturen alle zu gebrauchen. Eins und das andere sollen Sie bald gedruckt sehen.

Breslau. Frau Dr. R. Besten Dank für die anmüthigen Verse. Mit letziger Verlagsbuchhändler sehen wir leider in gar keiner Verbindung. In Hamburg wollen wir selbst einmal anfragen!

A. F. R. R. K. Zur Prüfung Ihres dramatischen Versuches konnten wir noch nicht kommen. Doch hoffen wir in den nächsten 14 Tagen auch das erledigen zu können. Wäre Ihnen statt einer eingehenden Kritik mit einem kurzen „gut“, „mittelmäßig“ oder „unbrauchbar“ gebietet, so wäre solcher Auenthalt nicht nöthig.

Ober-Weilau. G. D. Wird sich machen lassen!

Wittorf. F. B. Die Räthsel sind diesmal besser, aber noch nicht gut genug, um in der „R. W.“ Platz finden zu können. So ist das Räthsel mit der Lösung Lessing deshalb inkorrekt, weil der Imperativ von lesen nicht les! sondern lies! heißt.

Kraus. R. P. Ihr Wunsch, die „R. W.“ möge bald „alle übrigen illustrierten Zeitungen an Abonnentenzahl überreffen“, ist gut. Freilich wird es immerhin noch eine Weile dauern, ehe er in Erfüllung geht. Daran Sie inzwischen in Ihrer schwierigen Stellung als einziger Sozialist unter lauter Sozialistenfeinden und politisch Indifferenten wader aus und lassen Sie die Krankheit, die Sie auch noch heimgequält hat, nicht Herr über Ihre Gedanken werden. Manche Stelle in Ihrem Briefe klingt sehr bitter, und Sie mögen alle Ursache haben, mit dem, was Ihnen das Leben beschert hat, tief unzufrieden zu sein; aber Sie, als „Sozialdemokrat mit Leib und Seele“ haben doch einen Trost in der Zukunft, daß sich alle die Armen und Elenden in nicht gar ferne Zeit ein besseres Loos erzwingen werden.

Bremenhaven. Maschinenbauer F. D. Vergessen Sie die Vertriebung, welche Ihnen, wie Sie schreiben, die Lesüre der „R. W.“ gewährt, damit, daß sie ihr recht viel Abonnenten unter Ihren Freunden und Arbeitsgenossen zu verschaffen suchen!

Wolkenau (Kanton Schwyz). Die englische Rekrutendank bedankt allerdings nur die Arbeitszeit der Frauen und Unerwachlenen; die zehnständige Arbeitszeit ist aber trotzdem, zum guten Theil auf Grund der Wirksamkeit der Trades-Unions, überall in England eingeführt.

Kraus. B. W. Wenn Sie Lust hätten und Gelegenheit fänden, in Leipzig zu arbeiten, so würde bei Ihren Anlagen der hiesige, trefflich geleitete und eingerichtete Arbeiterbildungsverein Ihrer ferneren Ausbildung sehr förderlich sein können.

Berlin. H. R. Auch der zweite Wunsch ist so rasch als möglich erfüllt worden.

Urmantelshaus. P. R. Die Bornmann Wahlrechts lauten Carl Julius.

(Schluß der Redaktion: Dienstag, den 23. Oktober.)